

MARIO ADORF  
Himmel und Erde

## *Buch*

Mario Adorf, Deutschlands beliebtester Schauspieler ist seit vielen Jahren auch ein erfolgreicher und viel gelesener Schriftsteller. Doch lange hat er aus guten Gründen gezögert, ein autobiografisches Buch zu schreiben. »Himmel und Erd« ist ein überraschendes, erstaunliches Buch der Erinnerungen an ein unvergleichliches Leben zwischen den Tagen der Kindheit in einem kleinen Eifelstädtchen und der großen Welt des internationalen Films. Geschichten über Geschichten, in denen sich das Nebensächliche und Zufällige oft als wichtiger entpuppt als die Darstellung »offizieller« Lebensabschnitte und Karrierehöhepunkte. Vor allem aber als unterhaltsamer. Das uneheliche Kind zwischen katholischen Nonnen und Hitlerjugend, illegales Schweineschlachten in den Kriegsnächten, und: Was tun, wenn man 1944 als deutscher Junge im Wald plötzlich zwei amerikanischen Bomberpiloten gegenübersteht? Später geht es weit in die Welt hinaus nach Hollywood, Mexiko, Spanien, Moskau, Sibirien und England, und der Leser kann nur staunen über kuriose Stunt-Katastrophen, über Partys mit russischen Kosmonauten, über bissige Eisbären am Set und warum eine wichtige Szene in der endgültigen Fassung der »Blechtrummel« fehlt. Mit von der Partie: Brigitte Bardot und Sean Connery, Horst Buchholz und Billy Wilder, Caterina Valente, Michelangelo Antonioni und Sir Alec Guinness.

## *Autor*

Mario Adorf wurde 1930 in Zürich geboren. Er verbrachte seine Kindheit und Jugend in Mayen bei Koblenz und studierte später Philologie und Theaterwissenschaften. Von 1953 bis 1955 besuchte er die Otto-Falckenberg-Schule in München und war bis 1962 an den Münchener Kammerspielen beschäftigt. Inzwischen hat Mario Adorf über 100 Filme im In- und Ausland gedreht und Engagements an ungezählten Theaterbühnen gehabt. Zu seinen wichtigsten Filmen gehören »Nachts, wenn der Teufel kam«, »Die verlorene Ehre der Katharina Blum« von Volker Schlöndorff und »Lola« von Rainer Werner Fassbinder. Für herausragende Verdienste um den deutschen Film wurde Mario Adorf mit dem Deutschen Filmpreis 2004 ausgezeichnet.

Von Mario Adorf ist bei Goldmann außerdem erschienen:

Der Dieb von Trastevere (72038)

Der Fenstersturz (72222)

Mario Adorf

---

Himmel  
und Erde

Unordentliche  
Erinnerungen

**GOLDMANN**



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SCS-COC-1940

[www.fsc.org](http://www.fsc.org)

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das fsc-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher aus dem  
Goldmann-Verlag liefert Mochenwangen Papier.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe September 2005

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Originalausgabe by

Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln, 2004

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Margot Hammerschmidt

KF · Herstellung: Str.

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 3 442 15329 6

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für Stella*



# Inhalt

## Prolog 9

### Zwischen Orgel und Fanfaren 13

*Das Spitalchen* 13 · *Maria zu lieben* 18 · *Der Fluch* 21 · *Silberpfeile* 30 · *Arme Menschen* 33 · *Das magische Auge* 35 · *Zwischen Orgel und Fanfaren* 37

### Der Orden 41

*Napola* 41 · *Der Kronprinz* 45 · *Bombennächte* 47 · *Schwarzschlachten* 49 · *Der 20. Juli* 51 · *Im Bunker* 53 · *Der Hausarzt* 55 · *Der Orden* 59 · *Das Ende einer Kuh* 67

### Non scholae, sed vitae 71

*Sport und Liebe* 71 · *Non scholae, sed vitae* 77

### Der Spaßmacher 86

*Die Pointe* 86 · *Der Spaßmacher* 92 · *Die falschen Bretter* 100 · *Hubsì* 106

### Handschellen 110

*Der Teufel darf nur einmal kommen* 110 · *Bismarck? – Det war Hindenburg* 114 · *Handschellen* 117

### Endstation Sehnsucht 123

*Endstation Sehnsucht* 123 · *Das kleine Hotel* 126 · *Die Torte* 132 · *Schade!* 134

### Almeria 137

*Hotte* 137 · *Almeria* 139 · *Managgia!* 140 · *Aguadulce* 141

## **Hollywood – Mexiko – Hollywood** 144

*Na sehne? Sie sehn ja!* 144 · *Der Hunnenschauspieler* 146 · *Motherfucker* 154 · *Zu spät* 161 · *Hire and fire* 165 · *Indio* 167 · *Die müden Krieger* 170 · *40 Millionen Revolver* 172 · *Pancho Villa* 173 · *Hollywood? Nein danke!* 179

## **Moskowskie Vetschera** 183

*In Antonioni-Filmen schläft man nicht* 183 · *Das rote Zelt* 187 · *Moskauer Nächte* 192 · *Minus 33°* 193 · *Gefühl für Schnee* 195 · *Kosmonauten* 199 · *Arktisches Jägerlatein* 204 · *Tschajem na pa-jisch?* 207

## **Die steife Oberlippe** 211

*Die steife Oberlippe* 211 · *Sir Alec's »Don't!«* 216 · *Spaghetti in England* 218 · *Shakespeare über alles!* 223 · *Welcome home* 225

## **Glück war auch dabei** 230

*Lipizza* 230 · *Zwei Rappen* 234 · *Der Deibel von der Domäne* 236 · *Winnetou* 238 · *Bomber und Paganini* 240

## **Opium und Kokain** 244

*Die Diva* 244 · *Lola & Pola* 248 · *Opium und Kokain* 248

## **Wieder unterwegs** 254

*Der Tenor* 254 · *Wein und Kunst* 259

## **Matzerath darf kein Held sein** 262

*»Action!«* 262 · *»Cut!«* 263 · *Matzerath darf kein Held sein* 264 · *Close-up* 271 · *Das Lama* 274

## **Epilog** 275

## **Dank** 281

## **Bildnachweis** 283

# Prolog

Ich erinnere mich an Dinge,  
die ich vergessen will  
und vergesse die, die ich  
nicht vergessen will.

EURIPIDES (485? – 406 a.C.)

AMARCORD nannte Fellini den Erinnerungsfilm an seine Jugend im heimatlichen Rimini. Amarcord ist ein wehmütiger Ausruf im Dialekt der Romagna, die Verschleifung des italienischen ›Ah, mi ricordo!‹ zu ›Amarcord!‹ – Ah, ich erinnere mich! – Eine mundartliche Wendung wird in ihrem Wohlklang POESIE.

Ich beneide die Italiener um diese sprachlichen Möglichkeiten. Auf der Suche nach einem Titel für dieses Buch habe ich in unserer deutschen Sprache, die ich genauso liebe, vergeblich nach einem solchen poetischen Bild gesucht. Bei meinen Erinnerungen an die Kindheitsjahre fiel mir – gewiss viel prosaischer – ein volkstümliches Gericht ein. In der Eifel und im rheinischen Raum war »Himmel un Äd« ein einfacher Eintopf der eher mageren Jahre, aus Äpfeln und Kartoffeln zusammengekocht. Die Äpfel wachsen auf den Bäumen, daher: Himmel, die Kartoffeln im Ackerboden, darum: Erde. Und so gemischt wie »Himmel un Äd« stellen sich meine Erinnerungen ein, mal fallen sie vom Himmel, mal steigen sie aus der Erde und bevölkern den Bereich dazwischen, in dem es bekanntlich mehr Dinge gibt, als sich unsere Schulweisheit träumen lässt.

Ich habe mich vom Beginn meiner Schreibversuche an gesträubt, eine Autobiografie zu schreiben. Zwar haben Freunde oder Leser meiner Bücher immer wieder einmal behauptet, dass man aus meinen bisher veröffentlichten Geschichten so etwas wie eine Autobiografie herauslesen könnte, wenn ich auch mit

den von mir selbst eingestreuten Vorbehalten über die Wahrhaftigkeit meiner Geschichten einen Stolperstein eingebaut hatte. Diese Zweifel wurden häufig missverstanden und für bewusstes Flunkern gehalten, aber zumindest meine autobiografischen Geschichten waren immer wahr, ich wollte sie nur nicht an das unbarmherzige Kreuz der absoluten Wahrheit genagelt sehen. Auch die Geschichten dieses Buches sind wahr, so wahr, wie es Erinnerungen überhaupt sein können. Nur habe ich zum Schutz von vielleicht noch lebenden Personen hier und da Veränderungen gegenüber den realen Ereignissen und Namen vorgenommen. Darüber hinaus habe ich keine eigenen Aufzeichnungen zu Hilfe genommen, nicht das Internet befragt und auch keine Briefe an Einwohnermeldeämter geschrieben, um mich der genauen Namen und Daten zu vergewissern.

Ich habe nie an die Autobiografie geglaubt, mit der ein Autor eine lückenlose Lebensbeschreibung vorlegt. An vielen Autobiografien störte mich, dass da ein Mensch sein Leben im Rückblick in eine organische Form gepresst hat, die es in seinem wahren Ablauf nie gehabt haben konnte, so als würde man die Federn eines Kopfkissens numerieren und zu einem schönen Federkleid zusammenkleben.

Hinzu kommt: Wir neigen dazu, dass wir von uns und anderen verlangen, eindeutig zu sein. Dabei habe ich immer wieder Menschen getroffen, die diesem Muster nicht folgten. Sie konnten durchaus zwei unterschiedliche Sichtweisen zu einem Thema haben. Wenn man sie allerdings darauf aufmerksam machte, stritten auch sie es ab und bestanden auf Eindeutigkeit. Fast niemand möchte ambivalent sein.

Es fiel mir immer schwer, glaubhaft zu machen, dass ich das eine, aber gleichzeitig auch das andere sein konnte, ohne mich deswegen als unaufrichtig oder unentschieden zu sehen: Schon der Fünfjährige, der in dem Mann mit dem Bischofshut und dem

weißen Wattebart gnadenlos den freundlichen Onkel aus dem Altersheim erkannte und doch weiter an den Weihnachtsmann glaubte. Auf der einen Seite der stramme Hitlerjunge, auf der anderen der Zweifler, der Hitler nicht liebte, wie man es von ihm verlangte, der begeistert Nazilieder sang und doch heimlich mit der Decke über dem Kopf Radio London hörte – und das ohne Gewissensbisse. Oder wie der neunjährige Ministrant, der an Gott glaubte, aber die Existenz eines gütigen Gottvaters oder später die jungfräuliche Empfängnis Marias bezweifelte.

Diese Ambivalenzen habe ich selten oder nie in einer Autobiografie eingestanden gefunden. Was wir als Erinnerung bezeichnen, ist ja zweierlei, einmal das Abrufen von im Gedächtnis Gespeichertem und dann das Uns-wieder-Einfallen des Vergessenen-Geglaubten. Diesmal sind es die Franzosen, die besser als wir unterscheiden zwischen *se rappeler*, dem gezielten Zurückrufen von gespeicherter Vergangenheit, und *se souvenir*, wörtlich: dem Uns-»wieder-Unterkommen« von Vergessenem. Und Erinnerungen dieser letzten Art gehorchen nun einmal nicht unseren Wünschen, sie lassen sich nicht fein geordnet herbeirufen. Sie sind immer bruchstückhaft, tauchen wie überflutete Halligen aus dem Meer der vergessen geglaubten Vergangenheit auf, steigen ungerufen ins Bewußtsein oder widersetzen sich hartnäckig dem Versuch, ans Tageslicht gespült zu werden.

Hätte ich dieses Buch vor einem Jahr geschrieben oder würde ich sie in einem Jahr schreiben, so wären es, von den ganz frühen Erinnerungen vielleicht abgesehen, wahrscheinlich völlig andere Erinnerungen geworden. Ich möchte sie daher auch in ihrem sporadischen, lückenhaften, unordentlichen Zustand belassen und habe sie nur in eine ungefähre chronologische Folge gesetzt. Ich möchte ihnen auch das Nebensächliche, Zufällige erhalten, gerade weil sie *nicht* den wesentlichen Daten und Linien meines Lebens folgen, nur selten zur sichtbaren Fassade meines Lebens

gehören. Es geht mir vielmehr um Geschichten aus meiner Kindheit und solche, die sich neben meiner Arbeit, in den Kulissen sozusagen, oder abseits vom Schauspielerleben während der oft zu kurzen Zeiten des Privatlebens zugetragen haben. Alles in allem also: Erinnerungen zwischen Himmel und Erde – und gemischt wie Himmel und Äd.

Saint-Tropez, September 2003

M. A.

# Zwischen Orgel und Fanfaren

*Das Spitalchen · Maria zu lieben · Der Fluch ·  
Silberpfeile · Arme Menschen · Das magische Auge ·  
Zwischen Orgel und Fanfaren*

Ich habe kaum Erinnerungen an die ersten Jahre im Marienhaus, von den Mayenern »Spitalchen« genannt, das Waisenhaus der Stadt, in das meine Mutter mich, als ich drei Jahre alt war, geben musste. In jenem Jahr 1933, das die Machtergreifung durch Hitler brachte, hatte sie sicher keine Zeit, sich um Politik zu kümmern. Bis dahin hatte sie mich mitgenommen, wenn sie zum Nähen in die Wohnungen ihrer Kundinnen ging. Ich war offenbar kein besonders ruhiges Kind, und man gab meiner Mutter zu verstehen, dass man sie gerne zum Kleidernähen in die Wohnung ließ, dass sie aber nur allein und nicht mit ihrem Kleinen willkommen sei.

Das Marienhaus war ein großer, düsterer, fast schwarzer Basaltbau mit einem gotischen Treppengiebel, zwischen Stehbachstraße und Glacis gelegen. Die Ringstraße nannte man aus alter Franzosenzeit noch immer Glacis. In früherer Zeit war das Spitalchen wohl, wie der Name sagt, ein Spital, aber nach dem Bau des Krankenhauses in der Siegfriedstraße wurde es das städtische Waisenhaus. Ein Stockwerk diente auch als Altersheim. Auf dem Grundstück, das mir als Kind riesengroß erschien, hatten außer dem Hauptgebäude eine Kirche, ein Wasch- und Bügelhaus und ein Leichenhäuschen ihren Platz. Der große Hof zum Glacis hin diente als Spielplatz, der mit seinem spitzen Splitkies für immer wieder aufgeschürfte Knie sorgte. In einer Ecke war ein Sandkasten für die Kleinsten. Davor eine Schaukel

und ein Reck. Das ganze Grundstück umschloss eine hohe Mauer, wegen der spitzen Glasscherben, die oben einzementiert waren, ein abschreckendes Hindernis für jeden, der sich als Ausreißer hätte versuchen wollen. Meine erste Erinnerung ist recht genau: Ich stehe im Treppenhaus und kann kaum über die Fensterbank schauen. Dazu stütze ich die Fußspitzen auf eine der Fliesen, die über den Stufen der Treppen entlanglaufen. Ich sehe über die Hofmauer bis zur Möhrenstraße hinauf. Die rote Fahne mit dem weißen Kreis und dem schwarzen Hakenkreuz, die aus dem von hier unsichtbaren »Braunen Haus« über die Straße ragt, ist weniger als sonst zu sehen, und man erklärt mir, dass sie auf Halbmast gesetzt ist. Als ich frage warum, erfahre ich: »Der Hindenburg ist gestorben.« Wusste ich, dass dies der alte Mann mit dem weißen Stiftenkopf und dem gewirbelten Schnurrbart war, oder hat sich dieses Bild erst später der Erinnerung der lakonischen Todesnachricht hinzugesellt, so wie ich diesem Ereignis sicher erst später ein Datum geben konnte: den 22. August 1934.

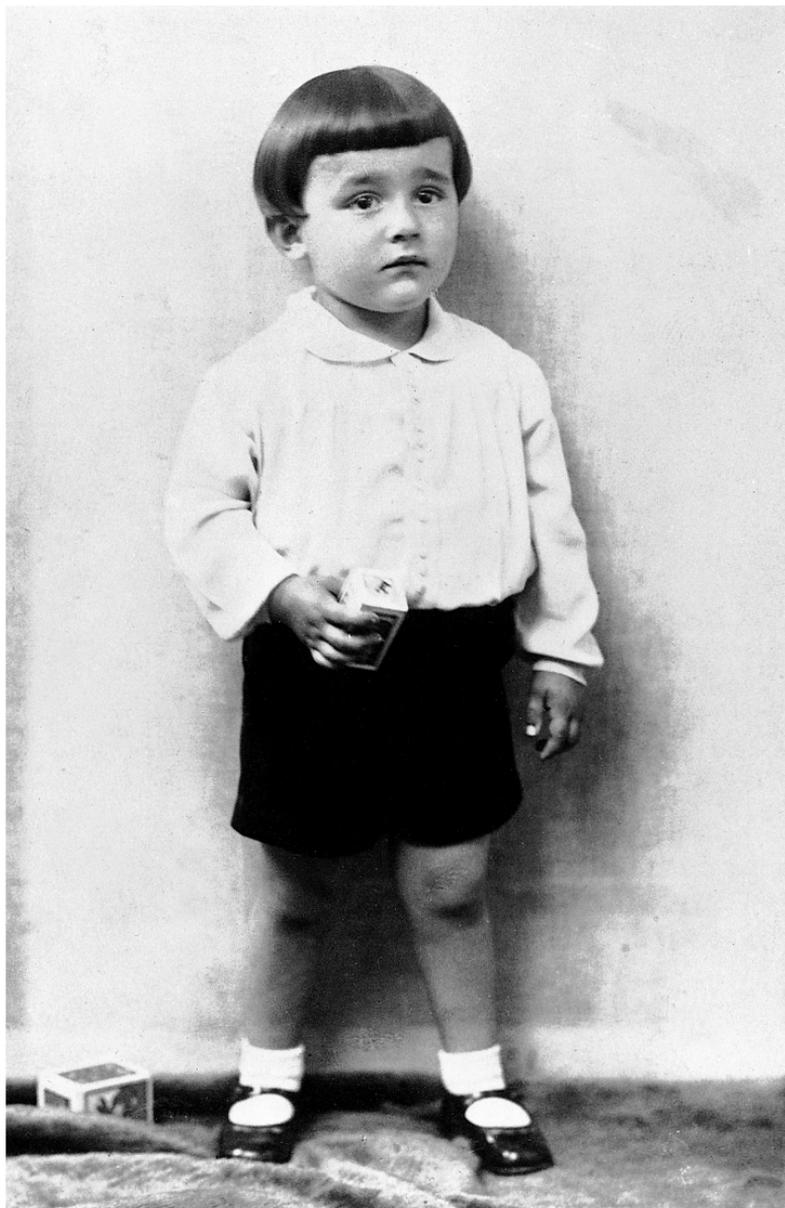
Ich erinnere mich nur an wenige der etwa fünfzehn Jungen im Waisenhaus, von denen die meisten älter als ich waren. Da war der starke, sportliche Karl, vor allem Herbert, der Anführer der kleinen Bande, die er um sich scharte und zu der ich als Kleinster gehören durfte. Er führte uns heimlich ins Leichenhäuschen, als Mutprobe, wenn wieder einmal jemand dort aufgebahrt lag. Ich würde heute noch den stickigen, süßlichen Geruch der Totenkammer wieder erkennen. Herbert schlug das Leichentuch zurück, und wir sahen schauernd eine Greisin aus dem Altersheim, die wir noch wenige Tage vorher über den Hof hatten humpeln sehen. Ihr spitzes Gesicht war gelblich, und um ihre dünnen, gefalteten Hände war ein Rosenkranz geschlungen. Herbert nahm das Gefäß mit dem Weihwasser, tauchte den Wedel hinein, sprengte es kreuzweise über die Leiche, glückste da-

bei: »Dominus, wo bist du?«, und gab sich selbst die Antwort: »Et cum schpirtus tuo«, platzte vor Lachen und gab den Sprengel an den Nächsten weiter, und wir alle mussten es ihm nachtun.

Da war noch Josef, ein dreijähriger wunderschöner Junge mit großen meerblauen Augen, der aber offenbar zurückgeblieben war, nicht gehen und sprechen konnte, den man »ohs Jüppche« nannte und den alle abgöttisch liebten, vor allem die Mädchen, die ihn streichelten und küssten und sich darum rissen, ihn herumtragen und verwöhnen zu dürfen. Er starb sehr bald. Ziel-scheibe unseres Spotts allerdings war der taubstumme Steff, eine Art Faktotum des Spitalchens. Wenn wir ihn wieder einmal ge- ärgert hatten, schüttelte er den Zeigfinger hoch über dem kahlen Kopf und quälte kaum verständlich die Worte aus seiner Kehle: »Gott straft! Gott straft!« Das sorgte dann für Gewissensbisse, und wir verschonten ihn einige Tage lang mit unseren grausamen Streichen.

\*

An Sonntagen begleitete mich Schwester Arimathäa – das Wai- senhaus wurde von Benediktinerinnen geführt – über das Glacis zu dem schwarzen Eckhaus der Möhrenstraße 1, wo meine Mut- ter eine Dachkammer gefunden hatte und wo sie mich wenig- stens nachts in ihrer Nähe wusste. Ich sprang hinauf in den drit- ten Stock, wo sie noch schlief. Ich klopfte an die Tür, hörte, wie sie aufstand, die Tür öffnete und gleich wieder zurück ins Bett huschte. Es war die einzige Zeit, in der sie es zuließ, mit mir he- rumzutollen und zu »schmusen«, sie, die später alle Bezeugun- gen von Zärtlichkeit mied. Immer gab es ein kleines Geschenk – mal eine Tafel Schokolade, mal ein Zeichenblock mit Farbstiften



*8. 9. 1933 – Dritter Geburtstag. Fotos, aber dazwischen Tränen: Was keiner wusste: Die Lackschube drückten.*

oder eine Wollmütze –, das sie versteckt hatte und das ich suchen musste: »Kalt – kälter – Nordpol – warm – wärmer – heiß«. Einmal hatte sie für mich eine weiße Seidenbluse mit Rüschen oder ein andermal gar einen schwarzen Samtanzug gemacht. Oder es gab schwarze Lackschuhe, die drückten und die mit einem Riemchen über den Rist nur mit Mühe zu schließen waren.

Ich stand brav abgewendet, wenn sie sich anzog. Sie machte sich fein, wie sie sagte, für unseren gemeinsamen Spaziergang in die Stadt. Sie hielt mich an der Hand, und wir gingen die Ringstraße hinunter, durch das Brückentor, weiter in die Marktstraße. Sie kaufte mir ein Eis oder ging mit mir ins Café Schütz, wo es Kakao und Kuchen gab. Was ich damals nicht wusste, war, dass diese Spaziergänge für sie etwas Demonstratives hatten. Sie wollte den Mayenern stolz ihren kleinen Sohn, den manche hinter vorgehaltener Hand den »Bankert vom Alice« nannten, vorführen und ihnen zeigen, wie fein er angezogen war, mit welchem Anstand er seinen Kuchen essen konnte.



*Meine Mutter hatte für mich eine weiße Seidenbluse mit Rüschen gemacht.*

Das Leben im Spitalchen ging fast ohne Erinnerungen dahin bis zur Einschulung in die Clemens-Knabenschule weiter unten auf der Ringstraße. Ich sah mit großen Augen und etwas neidisch die bunten, spitzen Tüten meiner zukünftigen Mitschüler. Deren Eltern hatten ihren Sprösslingen ein kleines Schild vor die Füße gestellt, auf dem in Sütterlinschrift »*Mein erster Schultag*« stand, und mit altmodischen Apparaten Fotos gemacht, aber ich tröstete mich damit, dass meine Mutter mir den schönsten Schulranzen aus rotbraunem Leder gekauft hatte, den ich, später als Tasche umgearbeitet, bis zum Abitur benützt habe.

Der Tag im Spitalchen begann für mich seit jenen ersten Schultagen sehr früh. Um sechs Uhr morgens führte uns eine Nonne zur Frühmesse in die Kirche, die Mädchen auf die rechte, die Jungen auf die linke Seite, wo wir uns in die harten Holzbänke drückten. Die Nonnen mit ihren gestärkten Flügelhauben und den schwarzen Ordenskleidern saßen schon seit fünf Uhr früh in den hinteren Bänken und beteten ihre Rosenkranzlitaneien herunter.

Ich war noch schlaftrunken, bis die Orgel einsetzte und die Kirchenlieder begleitete, die ich bald auswendig konnte und die ich heute noch weiß. Ich sang kräftig mit. »Maria zu lieben ist allzeit mein Sinn«, »Meerstern, ich dich grüße, o Maria hilf! ...« Aber auch die lateinische Liturgie – damals wurden die Messen noch auf Lateinisch gehalten – konnte ich bald auswendig. Das fiel auf. Eigentlich musste man, um Messdiener zu werden, zur ersten Kommunion gegangen, also mindestens zehn Jahre alt sein. Ich war nicht einmal acht, als ich zum ersten Mal mit Herbert zusammen ministrieren durfte. Nur das schwere Messbuch, das auf einem Holzpult mehrere Male während der Messe von einer zur anderen Altarseite getragen werden musste, war noch zu groß und schwer für mich. Beim ersten Gang zur anderen Seite hatte ich mir, als ich vor der Altarmitte das Knie beugen

musste, in den Saum des viel zu langen roten Ministrantenkittels getreten, so dass Messbuch samt Pult zu Boden polterte und ich hinterdrein. Die Nonnen schreckten hörbar auf wie ein Schwarm von Kirchturmdohlen, und Herbert, der auf der anderen Altarseite ministrierte, grinste schadenfroh.

Der Priester, der die Messe hielt, war Pater Oster. Er war ein großer, schwerer Mann mit hochrotem Gesicht und der blauroten Knollennase des Trinkers. Er kontrollierte vor dem Gottesdienst in der Sakristei, ob die gar nicht so kleine Karaffe mit dem Messwein auch randvoll gefüllt war. Beim Abbeten der Liturgie lallte er manchmal bedenklich, dann ließ ihn gewöhnlich bald sein Gedächtnis im Stich, und ich war stolz, ihm den fehlenden Text soufflieren zu können. Zum Lohn gab er mir nachher in der Sakristei einige der Pfefferminz- oder Eukalyptusbonbons, die er immer lutschte; wahrscheinlich, um seine Alkoholfahne zu verdecken.

Am meisten liebte ich die Hochämter, bei denen ganze Teile der Liturgie gesungen wurden, und das feierliche »Te Deum«, zu dem wir Messdiener unter dem Dröhnen der Orgelbässe unaufhörlich die Handglocken schüttelten, verursachte mir fromme Schauer.

Die Nonnen schätzten es weniger, wenn ich ministrierte, denn dann pflegte die Messe zehn Minuten länger zu dauern, weil ich nicht bereit war, den lateinischen Gebetstext, wie die Schwestern es sonst taten, zu vernuscheln. Sie mogelten, indem sie den Anfang sprachen, dann murmelnd über lange Strecken des Textes glitten, in der Mitte des »Confiteors« etwa, noch einmal »*mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa*« erkennbar sprachen, dann unverständlich alle möglichen Heiligen übersprangen, um zum erlösenden »Amen« zu kommen. Nein, bei mir kam wie gestochen jedes einzelne lateinische Wort, wovon ich natürlich keines verstand. »*Confiteor Deo omnipotenti, beatae Mariae semper*

Virgini, beato Michaeli Archangelo, beato Joanni Baptistae, sanctis Apostolis Petro et Paulo, omnibus Sanctis, et tibi, pater: quia peccavi nimis cogitatione, verbo et opere: mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa. Ideo precor beatam Mariam semper Virginem, beatum Michaellem Archangelum, beatum Joannem Baptistam, sanctos Apostolos Petrum et Paulum, omnes Sanctos, et te, pater: orare pro me ad Dominum, Deum nostrum. Amen.«

Für die überlangen Messen rächten sich die Nonnen an mir, indem sie mich an Nachmittagen zu stundenlangem Kartoffelschälén im Hof vor der Küche verdamnten. Doch die Schwestern wurden nie handgreiflich. Das besorgte eine Putzmagd, ich glaube, sie hieß Johanna, ein riesiger Trampel aus der hintersten Eifel. Wenn ich mir irgendetwas zuschulden kommen ließ, den verhassten Spinat nicht aufaß oder Ähnliches, packte sie mich, zerrte mich in das Badezimmer am Ende des Flurs, sperrte die Tür ab und traktierte mich mit einem Besenstiel. Alles Schreien half nichts, sie war bärenstark und ließ ihre unbegreifliche Wut an mir aus. Ich flüchtete mich in die Badewanne und versuchte, mit den Füßen die Schläge abzuwehren. Heute frage ich mich, warum ich mich nie bei meiner Mutter oder den Nonnen beklagte.

Im Kindergarten sorgte eines Tages ein blond gelockter Junge für Aufsehen. Er trug die genaue Nachahmung einer SA-Uniform mit Mütze, Breecheshosen und braunen Schaftstiefeln. Es wurden Fotos gemacht und jemand setzte mir die SA-Mütze auf. Der kleine Eigentümer heulte protestierend, dabei war es gar nicht die Mütze, sondern die Schaftstiefel, die es mir angetan hatten. Ich muss meiner Mutter mächtig zugesetzt haben, denn zu Weihnachten 1935 bekam ich ein Paar hohe braune Stiefel als Weihnachtsgeschenk. Die Enttäuschung war groß, denn sie passten mir nicht. Ich musste das Ende der Festtage abwarten, bis

meine Mutter mit mir zum Schuster gehen konnte. Der spannte die Stiefel in eine Maschine, die sie allmählich ausweitete, bis sie einigermaßen passten. Ich trug sie etwa ein Jahr lang unter Schmerzen, die ich nie jemandem verraten habe.

Meine ganze Kindheit über, und auch später bis in die Nachkriegszeit hinein, litt ich unter zu kleinen Schuhen. Und auch danach dachte ich jahrelang, dass neue Schuhe schmerzen mussten, bis man sie eingetragen hatte, dass Blasen an den Fersen und Hühneraugen an den Zehen eine unabdingbare Voraussetzung für späteres schmerzloses oder gar bequemes Tragen der Schuhe waren. Erst 1957, also mit 26 Jahren, kaufte ich mir bei Bally in der Münchener Perusastraße ein Paar Schuhe für damals sündhafte 84,00 DM, die, wie ich mit Staunen feststellte, von Anfang an ohne Schmerzen passten.

\*

Am 22. November 1963 fand im Münchener Royal Filmopalast die feierliche Premiere des amerikanischen Monumentalfilms CLEOPATRA mit Elizabeth Taylor, Richard Burton und Rex Harrison statt. In der Mitte des Films etwa geschah der Mord an Cäsar, im Senat an der »Säule des Pompeius, von der das Blut rann«. Brutus, Cassius, Casca und die anderen Verschwörer erstechen Cäsar mit ihren Dolchen. »Auch du, mein Sohn Brutus?« Als das Publikum, von der effektvollen Mordszene noch beeindruckt, zur Pause dieses Dreistunden-Films aus dem Saal strömte, ging wie ein Lauffeuer die Nachricht durch die Menge, dass Präsident Kennedy ermordet worden sei. Die Meldung war so nahe am eindrucksvollen Cäsarenmord des Films, dass sie von vielen als ein völlig absurdes Gerücht abgetan wurde, dem man keinen Glauben schenken konnte. Sie konnten und wollten es nicht glau-

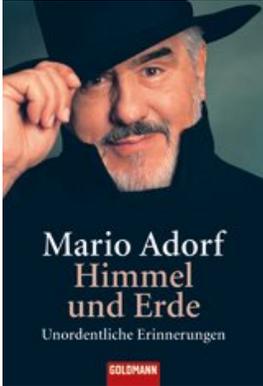
ben. Manche verließen das Kino wie betäubt oder in fassungsloser Panik, aber viele Besucher gingen nach der Pause wieder zurück in den Saal, als könnten sie, immer noch ungläubig, im Schutz der Traumwelt Kino der grausamen Wirklichkeit entkommen.

Nachdem John F. Kennedy beim Attentat in Dallas durch die Kugeln wahrscheinlich mehrerer Attentäter tödlich am Kopf getroffen und einige Jahre später sein Bruder Robert durch einen Kopfschuss getötet worden war, danach der jüngste Bruder Teddy sich bei einem Flugzeugabsturz das Genick gebrochen, jedoch überlebt hatte, war ich wieder einmal geneigt, an das, was man Prädisposition nennt, zu glauben, an eine Vorbestimmung, eine Neigung eines Menschen oder gar einer ganzen Familie, auf Unfälle oder Verletzungen wie vorprogrammiert zu sein.

Als dann eine Generation später der J.-F.-Kennedy-Sohn John-John beim Absturz eines von ihm gesteuerten Flugzeuges ums Leben kam, bestätigte sich mir wieder einmal, dass auf manchen Familien ein Fluch zu liegen scheint, der durch allen Reichtum und alle Macht nicht abgewendet werden kann. Weniger welterschütternd und doch unvergesslich ist für mich die Geschichte, die ich während des Zweiten Weltkriegs aus nächster Nähe miterlebt hatte.

Reudelsterz ist ein kleines Eifeldorf etwa sechs Kilometer westlich von Mayen, in der Nähe von Monreal gelegen. Dort besaß die Familie Engels einen Bauernhof, einen recht ansehnlichen landwirtschaftlichen Betrieb mit Feldern, Wiesen, einem kleinen Waldstück, drei Pferden, einer Herde von Kühen, Schweinen und allerlei Kleinvieh. Bei Kriegsbeginn bestand die Familie aus dem Vater Johann, der Mutter Katharina, dem unverheirateten Bruder des Vaters, Anton, und fünf Kindern im Alter von zweiundzwanzig bis acht Jahren.

Der Krieg hatte begonnen, zwei Pferde wurden »requiriert«,



Mario Adorf

**Himmel und Erde**

Unordentliche Erinnerungen

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 12,5 x 18,3 cm

48 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-442-15329-9

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2005

Ein wunderbares Erinnerungsbuch des großen Schauspielers Mario Adorf. Eine Autobiografie der anderen Art – von den Komödien und Tragödien der Kindheitstage im Eifelort Mayen bis zu dem, was immer hinter den Kulissen passiert: die wahren Überraschungen, Pointen und Wunder des Lebens.